

Das Mädchen.

Von Sila Vid. Die Mutter seufzt: „Es ist so leer in dem Haus. So ein Jammer abends. Du mußt bei mir weilen. Mein Augennarr wird schwach, kann sich nicht mehr helfen. Du liebst mich vor, oder nicht? Ich bin in unserer Straße, wo das Geruch ist. Sieh, es ist Frühling. Wie die Menschen eilen! Nur wir sind still und werden hier verweilen. Bis Schlafenszeit. Maria, bleib zu Hause!“

Mehrfach setzte sich das blasse Mädchen nieder. Neben die weisse Gebrüder und verbrachte in ihrer Einsamkeit die süßen Stunden der Frühlingstage. Oft brachte sie die Nachtstunden her; da sank ihr Kopfchen nieder. Sie las nicht weiter. Ihre Mutter dachte: „Sie ist schon müde.“ Und Mond und Sterne bluteten wie Wunden.

Der wiedergefundene Hund.

Von Igor Vidin.

„Ein schwarzer Pudel ist entlaufen. Er hört auf den Namen John. Ein kluges liebeswütiges Tier, wedelt lustig mit dem Schwanz, kann laut bellen, frisst Zucker und steht auf den Hinterfüßen.“ „Was einmal, was du geschrieben hast“, sagte die Frau. „Ich tat es, meiner Ansicht nach“, entgegnete sie, „hast du die Charakterzüge unseres lieben John nicht genügend betont. Auf diese Annonce hin werden wir ihn kaum wiederfinden. Weißt du denn nicht, daß die meisten Hunde lustig mit dem Schwanz wedeln? Auch Zucker fressen sehr viele. Erinnerung: das Hühnchen bei Tante Kathi konnte ein halbes Pfund am Abend aufessen.“

„Was soll ich denn schreiben, wie mein Hund?“ „Schreib' etwas anderes, etwas Wesentlicheres.“ „Was denn?“ fragte ich. Dabei flüschte ich eine innere Berechnung in mir aufsteigen.

„Also was?“ fragte ich noch einmal mit gleichgültiger Stimme. „Schreib' also, ein Hund wäre verloren gegangen... ein kluges, wohlgezoogenes Tier... kann keine Krallen leiden und...“ „Was noch?“ „Kannst noch hinzufügen: beim Hundeschere Glasgow geschoren...“

„Mitscha, wie lange sind wir verheiratet?“ fragte meine Frau plötzlich. Ich überlegte einige Zeit und erwiderte: „Etwa vier Jahre.“

„Du hast mit John im zweiten Monat nach meiner Hochzeit geschlafen. Er war ganz klein und winzig. Und so postförmlich...“ „Erinnert dich?“ „Nun, schreibe: Ein Hund, verloren gegangen, etwa vier Jahre alt, hört auf den Namen John, mit Wackelohr, bei Glasgow geschoren.“

„Den Glasgow kannst du ruhig fortlassen. Er scheint alle Hunde in unserer Stadt. Das ist nichts Besonderes.“ „Ich wußte, daß du wieder etwas auszugeben hast. Das ist mir gleichgültig. Hastest doch lieber den Text allein aufsehen und mich gar nicht erst fragen sollen!“

„Du brauchst dich nicht aufzuregen“, entgegnete ich. „Wir beraten eine so wichtige Frage, wie wir John wiederfinden können, und du bist so kleinlich und fühlst dich persönlich gekränkt. Das ist unwürdig.“ „Und der Wackelohr?“ unterbrach mich meine Frau.

„Wackelohr?“ „Wackelohr du nicht erwähnen, daß unser John mit Wackelohr bellt.“ „Auch das ist ein unwesentliches Merkmal. Der Mohr bei Wackelohr bellt ebenfalls im Wackelohr, und Bami, und Fiod, sie alle; es scheint mir überflüssig, daß alle erwachsenen Hunde Wackelohr haben.“

„Was fangen wir also an? Sollte John wirklich verloren sein? Armer, lieber John. Gestern war er so nachdenklich, so melancholisch. Mitscha, warum setzt du die Annonce nicht auf? Tut dir der Hund gar nicht leid?“

Ich nehme ein neues Blatt Papier und schreibe: „5 Rubel Belohnung für einen entlaufenen Pudel. Hört auf den Namen John, von mittlerem Wuchs.“

„Wackelohr“, ruft meine Frau dazwischen. „Lach doch den Wackelohr.“ „Ich hab's gewußt. Immer hast du etwas.“

„Nun gut, gut... Wackelohr, frisst Zucker, schwarzes Fell.“ „Spricht durch das Telefon.“ „Das ist ein feiner Einfall. Die Muttis werden vor Überraschung platzen. Ihr Volo ist so unmanierlich, so arab. Schreie weiter, Schreie.“

Ich verstand meine Frau und fuhr fort: „...zeichnet Aquarelle und schreibt Schreie nach. Mitscha, ich wußte, daß du Rad, liebt Schreie.“ „Wundervoll, ausgezeichnet“, flüstert meine Frau. „Mund“, ruft John und bellt wieder. Die Annonce ist tabellarisch. Wie fragst du dich? Ich kann mir Mitscha vorstellen.

Als sie fort war, nahm ich ein neues Blatt Papier und schrieb klar und deutlich: „Aus dem Hause so und so entlieh ein schwarzer Pudel, John. Es besteht die Befürchtung, daß der Pudel von einem tollen Hund gebissen worden ist.“

Am nächsten Morgen fanden wir unseren John an unserer Eingangs-tür angebunden. Daneben noch sieben fremde schwarze Pudel. Als meine Frau unseren Hund wiederfand, sagte sie:

„Siehst du, wie recht ich hatte, und wie gut unsere Annonce gewirkt hat. Aber... was fangen wir mit den sieben fremden Pudeln an?“

Mörderische Modetorheiten.

Die nimmer ruhenden Bemühungen der Vogelschutzgesellschaften in aller Herren Ländern scheinen nur geringe Erfolge zu erzielen. Gegen die gewissenlose Barbarei der Vogeljäger und die gedankenlose Pflanzung des Goy-Weißlichen ist eben nichts auszurichten. Das sieht man an den immer von neuem, besonders in englischen und amerikanischen Zeitungen veröffentlichten Abhandlungen, die an der Hand statistischer Materialien nachzuweisen suchen, daß zahlreiche schöngefiederte Vogelarten dem Aussterben nahe sind. In ergeisterter Weise wird das Hinschlachten brutender Vögel und das elende Verhängen der hilflosen Jungen geschildert, um an das Mitleid der wohlherzigen Vertreterinnen des garten Geschlechts zu appellieren. Doch in dieser traurigen Angelegenheit kennen die Frauen kein Mitleid, oder aber sie gehen von der irrigen Voraussetzung aus, daß sie den Vogelmord nicht verhindern würden, wenn sie auch auf jeden Hutschmuck verzichteten, der einem geschickten Geschöpf das Leben kostet, und sie legen sich zur Beruhigung ihres vielleicht leichte machenden Gewissens: „Da die bösen Vogelwörter die armen Tiere nun doch schon getötet haben, kann man deren Federn auch schließlich tragen.“

Solange Modetorheiten nur zu gern Hutschmuck in Gestalt von Reihern, Paradiesvögeln und Kolibris wählen, wird der Massenmord unter den schönsten gefiederten Bewohnern Südamerikas, Westindiens und der Pacific-Inseln nicht eher aufhören, bis in jenen Gegenden nur noch Vogelarten übrigbleiben, denen die Natur zu ihrem Glück ein unscheinbares Federkleid gab. Gewiß gelinnet es der Antivogelmordbewegung alljährlich, eine Anzahl von Anhängerinnen zu gewinnen; doch könnten wirkliche Resultate erst erlangt werden, wenn überall Gesetze den Schutzgesellschaften zu Hilfe kämen.

Welch ein Schlachten und Morden beständig in der Vogelwelt vor sich geht, dafür sprechen folgende Zahlen: Auf den Londoner Engros-Märkten wurden im Verlauf des Jahres 1909 oft an einem einzigen Tage zum Verkauf angeboten: 10,700 Bälge schön gefiederter Wildtauben, 18,000 Möwen, 346 Fasane-Schwanzgestirke, 4000 Paradiesvögel, 14,400 Kolibris, 20,615 Königsfischer, 14,400 Schwalben, 15,000 Albatros-Vögel. Seitdem sind von Federhändlern keine Einzelheiten mehr veröffentlicht worden. Nur gelegentlich erfährt man noch, welche Unmengen von Reihern, Paradiesvögeln und Kolibris in jeder Saison zum Verkauf gelangen. So hat kürzlich eine einzelne Firma 5000 Unzen Reihergestecke an. Das bedeutet den Mord von etwa 30,000 Vogeleiern und ihrer Nachkommen. Denn zu einer Unze gehören die „Hochzeitsfedern“ von mindestens sechs brütenden Vögeln. In den britischen Kolonien sind bereits Gesetze eingeführt, die das Töten selten geordneter Vogelarten und den Export von Federn verbieten. Auch in Neuhollands, wo das Aussterben der herrlichen Loro-Vogel zu befürchten ist, existiert ein solches Gesetz. Gemordet aber wird trotzdem, und die einsichtlosen Jäger werden ihr grausames Werk fortsetzen, bis sie nicht mehr von der märchenhaft schönen gefiederten Welt der Tropen übriggelassen haben.

Kaiser und König.

Im bernischen Großen Räte waren in den 1860er Jahren die zwei gewaltigen politischen Antipoden, der liberale Fabrikant in Stellingen und der konservative Fürstprediger Dr. R. G. König, späterer Professor des vaterländischen Rechts an der bernischen Hochschule, hart aneinander geraten. Den Vorstoß führte der schneidige und unparteiische, wenn auch gut radikale alte Bundesrat Stämpfli. Das parlamentarische Weibergeschlecht wurde ihm schließlich zu bunt; er erließ demnach einen Ordnungsruß an die Streitenden und war in folgender populär-brasilischer Weise, ganz nach seiner Manier: „Ici bei der Ansicht, der Kaiser soll schwören an der Götterwelt, daß die gelangene Jurechtweisung der zwei Berner Rätehätten, in das schließlich diese selbst mit einstimmigen, damit war der erheiternde kleine Zwischenfall erledigt.“

Inschriftringe.

Der einfach glatte goldene Ehering, der oft mehr als hundert Jahren die oft prunkvollen und kunstreichen Eheringe früherer Zeiten verdrängt hat, weist neuerdings wieder häufiger auch außer Datum und Initialen eine Inschrift auf. So bemerken sich einzelne Goldschmiede, Nachahmungen des Frangipanirings einzuführen, der bekanntlich jenes schönste Wort trägt, das ein liebender Mensch dem anderen sagen kann: „Mit Willen Dein Eigen.“ Daneben sieht man Ringe, denen der Anfang eines innigen mittelhochdeutschen Liebesliedes eingegrät wurde: „Ich bin dir, Du bist mir.“

So schön gerade diese beiden Inschriften sind, so liegt doch die Gefahr nahe, daß sie recht trivial werden, wenn man sich dauernd und auch bei der Massenfäbrication auf sie beschränkt. Die Inschrift des Ringes sollte gerade etwas Persönlichstes ausdrücken — das war wenigstens die vorherrschende Auffassung der vergangenen Zeiten, die den Inschriftschreibern und Kultivierten. In allen Museen und vor allem in den großen privaten Ringmuseen findet man solche Ringe, deren nachentdeckte oder ästhetische Inschriften uns von Art und Wesen der Menschen erzählen, die sie einst schenkten oder trugen. Und selbst den „Kleinsteim im Geiste“ war es leicht gemacht, etwas ihnen gemäße zu finden, das nicht Jedermann hatte, weil große und sehr populäre Sammelwerke solcher Inschriften vorhanden waren und es ermöglichten, wenigstens durch die Wahl des Spruches ein wenig Persönlichkeit zu beweisen. Besonders in England waren diese „poesies“, die Schatespeare so häufig erwähnt, außerordentlich beliebt, und eine kleine Auswahl weniger bekannter möge in freier Originalübersetzung hier folgen.

Liebe mich — ich liebe dich. (Schon auf einem altrömischen Ring nachweisbar.) — In Liebe zu leben, lieb ich zu leben. — Laß deine Liebe stetig wachsen. — Das Auge findet, das Herz erwählt, die Kirche vermahnt, der Tod entbindet. — Liebe wohl und liebe wohl. — Gedente ESM, der starb für dich und gleich danach auch an mich. — Lieb' mich still, doch lieb' mich stets. — Wie wir begannen, so sei's bis zum Ende. — Reichtum vergeht, Schönheit verfliehet, Treue bleibt bis zum Ende der Welt. — Nur Einem, oder Keinem. — Euer Eigen. — Fürchte Gott und liebe mich. — Fürchte Gott und sei zufrieden, dann haufen wir reulos zusammen Hienieden. — Ich liebe keine, als dich alleine. — Die Gabe ist klein, doch der Geber ist dein. — Gott mög' unserer Liebe Beständigkeit geben, daß wir noch im Himmel zusammen leben. — Mein Geist ist überall, mein Herz ist nur bei dir. — Liebe ohne Ende. (Wie der Ring.)

Außer den zärtlichen gibt es strenge Inschriften, die offenbar Männer erfinden, denen der Gedanke an ein Zeitalter des Votiv noch recht fern lag. Zum Beispiel: Liebe und Respekt ist, was ich verlange! — Oder: Das Weib sei dem Manne untertan, und schließlich auch humoristische. Von diesen letzteren ist die amüsante Inschrift erwähnt, die auf einem Silberring des Herrv. ol. England steht, und die deutsch etwa so lautet:

Fürcht' Gott und eh' das Fürstenthaus, Vieg' still, Joan, und schlag' nicht aus!

Die letzten fünf Minuten.

Eine Beobachtung, die man sehr häufig machen kann, zeigt uns, daß viele fleißige Hausfrauen den Fehler begehen, die letzten fünf Minuten des Tages nicht richtig zu verwenden. Wir wollen zwar zugeben, daß man nach einem arbeitsreichen Tag den Abend gern der Erholung widmet, sich mit einem guten Buch, einer gemütlichen Handarbeit beschäftigt, oder auch nur noch im Gespräch beieinander bleibt.

Heißt es dann „Gute Nacht“, so erheben sich die Familienglieder, reichen sich die Hände und verschwinden in ihre Schlafzimmer. Dies ist der Augenblick, in dem eine wahrhaft sorgliche Hausmutter sich noch einmal für fünf Minuten — meiste Zeit wird es kaum in Anspruch nehmen — zur Tätigkeit entschließen sollte. Diese wenigen Minuten werden sich am Morgen in der segensreichsten Weise bemerkbar machen. Sie seien angewendet, um vorerst die im Wohnzimmer herumliegenden Gegenstände, Bücher, Handarbeiten, Zeitungen oder dergleichen fortzuräumen, um die Fenster zu öffnen. Die in der guten Jahreszeit womöglich die Nacht über nicht geschlossen werden sollen, im Winter aber wenigstens so lange offen bleiben, bis der Raum gut durchlüftet ist.

Daran sollte sich an jedem Abend noch ein Rundgang durch die ganze Wohnung schließen, auf dem kontrolliert wird, ob alle Wasser- und Gasabläufe und die Öfenleitungen geschlossen sind und ob nicht etwa irgendwo noch eine brennende Petroleumlampe steht. Zuguterletzt vergewissere man sich, daß die Haus- und Wohnungstür fest verschlossen ist — erst nach der Erledigung dieser letzten wichtigen Pflichten darf ein gewissentlicher Hausvater schlafen gehen.

Kinderlügen, die keine sind.

„Vor allem eins, mein Kind, sei treu und wahr; laß nie die Lüge deinen Mund entweihn!“ Ist das Kind erst soweit körperlich und geistig gediehen, daß ihm das Elternhaus oder die Schule jenes Dichtwort zu eigen machen können, dann sind die Jahre, in denen die Lüge Befehl von ihm nimmt, schon an der Arbeit gewesen. Dann hat das Kind schon das Bewußtsein der Unwahrheit, weiß, daß es sich durch die Lüge diesen oder jenen Vorteil verschaffen kann. Diese wirkliche Lüge verdient strenge Bestrafung; wenn die Mutter die Lüge kennt, dann lasse sie keine Nachsicht walten. Aber von diesen Lügen soll hier nicht gesprochen werden, sondern von den Kinderlügen, die dafür angesehen werden und doch eigentlich gar keine sind.

Die Lüge findet sich bei allen Kindern vor, wenigstens das, was der Deutsche „Lüge“ nennt. Der Engländer ist viel vorsichtiger im Ausdruck: „Du lügst“, denn er gebraucht die Umschreibung: „You tell stories“ (Du erzählst Geschichten). Wenn die Kinderlüge genau untersucht wird, dann zeigt sich sehr leicht die Verschiedenheit zwischen dem Lügen der Kleinen und dem der Erwachsenen. Um was für geringfügige Objekte handelt es sich meist bei dem Kinde! Die junge Mutter, die ihr Töchterchen oder ihren Sohn auf das Unrecht der Lüge aufmerksam macht, wird ihnen ohne Mühe, wenn sie beide ertappt, zum Bewußtsein bringen, daß um solcher Kleinlichkeiten nicht wert sein gutes Kind zu etwas Häßlichem seine Zucht nehmen dürfte.

Sehr häufig, wenn jemand ein Kind der Lüge zeihen möchte, stellt es sich bei näherer Betrachtung heraus, daß der Gescholtene gar nicht die Absicht gehabt hat, unwar zu sein. So hat ein Pädagoge einmal den Beweis dafür geliefert. Er unternahm mit einer Anzahl von Kindern von 7—14 Jahren folgende Experimente. Er zeigte allen das Bild einer Baumrinne und ließ es eine Zeit lang genau betrachten. Als er dann ein Verhör über das Gesehene anstellte, ergab das die überraschendsten Resultate. Die zehn- und elfjährigen Mädchen sagten viel unrichtiger aus, als die gleichaltrigen Knaben; einige hatten Dinge gesehen, die garnicht auf dem Bilde existierten. Andere ließen sich durch die Fragestellung willig irren führen. Sie sagten völlig die Unwahrheit, und doch darf man sie nicht der Lüge zeihen. Daß es sich mit den Kinderausagen vor dem Richter ebenso verhält, ist genugsam bewiesen. Meist deutet sich die Zahl der Kleinen mit der Verschiedenheit der Aussagen. Zu welchen Verdunkelungen der Wahrheit hat das schon geführt, wach salbsen Schläffe schon hervorgerufen! Und wollten alle die Jungen oder die Mädchen denn lügen, als sie antworteten? Kann man darüber schelten, weil ihre Phantasie ihnen das Geheimnis so, und nicht anders zeigte?

Soll ein Kind Auskunft geben, so richtet sich die Antwort meist nach der Fragestellung des Erwachsenen. Es bejaht die unmöglichen Dinge, ohne daß es je von selbst auf solche Unwahrheiten verfallen wäre. Die Schlichterheit, der jedes Selbstvertrauen mangelt, zwang die Kleinen, von der Wahrheit abzuweichen, ohne daß es ihnen zum Bewußtsein gekommen wäre. Das Bewußtsein der Lüge! Hat es nicht jedes phantastische Kind, welches die Mutter strahlend seine Heldentaten berichtet, welches sich in Situationen hineinsetzt, die möglicherweise hätten eintreten können! Wenn es bis „ins Blaue hinein“ schwärmt! Sollen die Eltern diese Ausflüsse kindlicher Phantasie als Lügen bezeichnen; sollen sie in pedantischer Engbergigkeit sich vor der Unwahrhaftigkeit ihres Sprößlings entsetzen und Strafen darauf diktieren? Dann gibt es noch eine Art von Lügen, die die Mutter nicht bestrafen darf, weil — sie sie geizig hat. Lügen, für die sie die Strafe verdient, und nicht das Kind. Ich meine das schulpflichtige Kind. Da ist vor allem die ehrgeizige Mutter, die von ihrem Kinde stets nur gute Resultate sehen möchte. Gelegentlich wacht sie darüber, daß ihr nichts vorzuenthalten werde, was der Vormittag in der Schule gebracht hat. Sie erkundigt sich genau, ob der Platz noch derselbe ist. Wie stolz ist sie, wenn es der Fall, wie unglücklich, wenn der Junge nachläßt! Führt sich ein Gelehrter nicht naturgemäß zur Verheimlichung, zur Anglistik? Würde es nicht ausreichen, wenn die Mutter ab und zu Bericht verlangte und sich an der Hand der schriftlichen Arbeiten ihr Urteil bildete? Darf sie sich wundern, daß der kleine Bursche, wenn er einmal „Viel“ gehabt hat, es zu verbergen sucht, vielleicht in dem guten Glauben, den nächsten Tag das Belobene zurückzugeben, den Belobten gut zu machen! Darf die Mutter Professor! Kann sie das vor ihrem Gewissen verantworten? Diese Art der Lügen lassen sich vermeiden, wie es sich so macht andere Mütter auch leicht, nämlich dadurch, daß man vorzueht, daß man die Ursache vernichtet, die sie ins Leben rief.

Die wahre Hilfe.

Der große Familienrat war beisammen. Die Tanten und der Onkel waren da, der kluge Onkel, dem in den letzten Jahren einige Spekulationen dermaßen glückten, daß er nun „sein Schäfchen im Trocknen hatte.“ Und die Mutter sah da mit verlegener Miene, mit verkrümmertem Gesicht, das Herz voll Angst über das Resultat, das dieser würdige Familienrat zeitigen würde. Es handelte sich nämlich um ihren Sohn, einen jungen, nicht mehr ganz jungen Mann, dem man eine solide Existenz schaffen mußte. Er hatte dies und jenes probiert, war in dieser und jener Stellung gewesen, und war immer die Sorge der Mutter geblieben. Und dabei hatte er allerlei Fähigkeiten, wußte und konnte alles Mögliche, die Mutter hielt ihn für ein Genie und andere Leute sagten über ihn mitunter: „Schade, aus dem hätte etwas werden können.“

Und der Familienrat beriet und der Onkel hatte das große Wort und sagte immer mit besonderem Nachdruck: „Ja, er muß in sein Glück gestochen werden.“ Schließlich war man übereingekommen. Der Onkel gab die Wege an und prägte auch nicht mit den Mitteln, und der junge Mann wurde über seinen Kopf hinweg in das Glück „gestochen.“

Er kam in eine Stellung und in einen Beruf, wofür ihm jede Neigung fehlte und wo er für sich keine Entwicklungsmöglichkeiten sah. Die Herrlichkeit des für ihn geschaffenen Glückes dauerte auch nicht lange. Nach einigen Monaten kam der Tag, an dem der verdönte Mutterjohn wieder auf dem früheren Punkt stand. Neues Experimentieren begann, immer neue Fortschritte in das Land des Glücks wurden geöffnet und immer wieder wurde er hineingestochen und immer weiter taten die Angehörigen alles, um dieses erwachsene Glückskind seinen Mangel leiden zu lassen und es nicht etwaigen bösen Verlegenheiten auszuweichen.

Bis eines Tages das Schicksal umschlug und sich dieser Glückliche plötzlich der dürren Not ausgesetzt sah. Er mußte für sich selbst sorgen, er mußte selbst das Tor in das Reich des Glückes suchen.

Das war nun aber einer, in dem wirklich gute Kräfte geschlummert hatten. Das Lager war ihm zu weich und zu bequem gewesen und er fand es angenehmer, statt selbst zuzugreifen, von den Händen anderer für sich die Raststätten aus dem Feuer holen zu lassen. Als aber die harte Notwendigkeit an ihn herantrat, wurde er plötzlich wach. Er begann sich zu rühren und zu regen, und die Not schlug mit ihrem schweren Hammer alle Funken heraus, die in seinem Geiste aufgestaubelt waren. Er fand das Glück durch eigenen Willen, auf eigenem Wege, mit eigener Kraft in schweren Sorgen und harter Arbeit.

Ein Scherz Napoleons III.

Eine unbekannte Anekdote von Napoleon III. berichtet Lady Dorothy Nevill im neuesten Bande ihrer Memoiren. Sie zeigt, wie schlagartig der letzte Kaiser der Franzosen sein konnte. Eines Tages meinte ein Verwandter zu ihm, er sei eigentlich gar nicht wichtig; er hätte nicht einen Tropfen Blut des großen Napoleon in seinen Adern. Napoleon III. entgegnete aber gelesen: „Dafür habe ich seine ganze Familie auf dem Hals.“

Die unbemalte Feinwand.

Als der nachmalig berühmte englische Maler Whistler in seiner Jugend im Quartier Latin in Paris lebte, machte ihm ein Freund Vorwürfe wegen seiner Trägheit. „Warum ruffst Du Dich nicht auf und malst etwas?“ sprach er. „Nicht lange wird's dauern, und Dein ganzes Geld ist fort, und die drei Rollen Malerlein da hinter der Tür werden noch ebenso unbemalt bleiben, wie sie die letzten sechs Wochen dagestanden haben.“ Whistler, der seine Pleiße rauchend auf dem Bett lag, antwortete träge: „Aber, nicht Du nicht, solange nichts auf der Leinwand drau!“ „A, kann ich sie verkaufen.“

Für die Küche.

Legierte Suppe mit Nudeln. Von gut gewaschenen Knochen kocht man mit Wasser und etwas Suppengrün eine Brühe, die durch ein feines Sieb gegossen wird, damit kein Knochenplitter mit in die Suppe kommt. 2 Tüffel Mehl läßt man in zerlassener Butter gelb dünsten, verkostet diese Einbrenne mit der Knochenbrühe und gibt eine kleine Portion für sich allein in schwachgefärbtem Wasser gelochte feine Fadennudeln oder Fasennudeln hinein, die noch einmal in der Suppe aufkochen müssen. Dann schmeckt man nach Salz ab und gießt die Suppe in die erwärmte Terrine.

Gesüßelter Fritadellen mit Tomaten. Von einem kalten Gesüßelrest (es kann gelochtes oder gebratenes Gesüßel sein) wird alles Fleisch zierlich abgelöst, von Haut und Sehnen befreit und fein gehackt. Dann mischt man ein Ei, Pfeffer, Salz und geriebene Semmel, sowie ein paar Tüffel gute feste Tomatenmarmelade dazu, kann auch, wenn die Masse noch nicht recht fleißig genug erscheint, ein paar Blätter aufgelöste Gelatine dazufügen, beliebig auch noch 1/2 Teelöffel Würze. Die Masse streicht man in Fohlhöhe auf eine flache, mit geriebener Semmel bestreute Schüssel; sie muß vollständig erkalten und erstarren, ehe man an das Formen der Fritadellen geht, weil sie, sobald sie noch warm sind, nicht halten und auseinanderfallen. Man formt mit Hilfe von recht feingeflehter geriebener Semmel flache Fritadellen, wendet sie in Ei und in geriebener Semmel um und bäckt sie in tosendem Fett schwimmend aus oder brät sie auf der Pfanne in zerlassener Butter auf beiden Seiten goldgelb.

Treffliches Spinatgericht. Der Spinat wird sauber gewaschen und mit einer kleinen Zugabe von Wasser gar gekocht. Unterdessen kocht man auch 6 Kartoffeln ganz weich und zerstampft sie, nachdem sie abgeseigt worden, ganz fein. Ist der Spinat fertig, wird er gehakt, und in einem Reffel bringt man je nach der Menge des Gerichts auf 2 Tassen Spinat 1 großen Schüssel Butter oder Abfüßel leicht zum Braunen, es darf aber nicht zu dunkel werden; gibt ebenso viel Mehl dazu, läßt es gelb werden, gießt das Spinatwasser und etwas Fleischbrühe daran, gibt die gestampften Kartoffeln hinzu, rührt alles gut mit Salz, Pfeffer und einer Prise Mustardblüte — Mace — durch und serviert das Gericht heiß. Wenn man den Spinat und die Kartoffeln durch ein feines Sieb gießt und mit Spinatbrühe, Fleischbrühe oder etwas tosendem Milch vermischt, so bekommt man eine feine Suppe, die hochschmeckend und nahrhaft ist.

Risotto. In 1 Schüssel Butter dünst man einen großen Schüssel feingehackten Zwiebeln, ohne sie zu bräunen, gebe drei Tassen tosendes Wasser und dreiviertel Teelöffel Fleischextrakt dazu, sowie eine Tasse Reis, Salz und Paprika. Man deckt das Gefäß fest zu und läßt den Reis gar dünsten. Er darf nicht stark kochen, sondern nur simmern. Wenn man das Gericht auftragen will, gibt man einen Schüssel geriebene Parmesanstäbe und einen Teelöffel Butter hinzu. Die Reiskörner sollten hübsch hell bleiben, aber doch weich sein; man hüte sich also vor dem Umrühren, da die Körner hiedurch zu Brei gedrückt werden.

Budding von gebakenen Nudeln. In einem Pint Milch werden eine halbe Stange Vanille, ein Viertel Pfund Zucker und 2 Unzen Butter aufgekocht, darin 5 Unzen feingehackte Nudeln eingestreut und auf dem Feuer abgedampft, worauf, halb erkalte, sechs Eigelb eingerührt werden und ebenso zum Schluß die sechs zu Schnee geschlagene Eiwelb. Unterdessen hat man einige Hände voll fein geschnittener Nudeln aus warmem Wasser gewaschen und sie zum Abtropfen auf ein Tuch gelegt. In die ausgedampfte Form werden nun abwechselungsweise Buddingmasse und gebakene Nudeln eingefüllt, der Budding im Wasserbad im Ofen etwa eine Stunde gebacken und nun mit einer Fruchtsauce aufgetragen.

Kartoffelsuppe mit Eiern und Farceellen. Zu dieser Suppe kann man jeden Rest von Hackbraten (falscher Hase), Fleischpudding, Fritadellen, Bouletten oder Bratwurst verwenden. Man schneidet die Reste in die Terrine. Für jede Person kocht man ein Ei hart, läßt es ein wenig verfließen, schält es und legt auch die Eier, ganz oder in Hälften geschnitten, zu den Farceellen. Von gekühlten, zerhackten Kartoffeln kocht man in Wasser nebst Salz, einem Tüffel Butter, zerhacktem Pfeffer, etwas zerhacktem Sellerieknolle und einer gepulverten Zwiebel eine gute dickflüssige Suppe, die man nach Belieben durch ein Sieb läßt, aber auch unbedenklich zubereiten kann. Sie wird abgeschmeckt, nach Belieben mit etwas Pfeffer und gedackter Petersilie gewürzt und tosend heiß über die Eier und Kartoffeln gegossen. Diese Suppe gibt ein gutes, sättigendes Gericht für den Familienrat.